

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1909)
Heft: 19-20

Artikel: Professor Stengel redivivus
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802835>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Friede.

Offizielles Vereins-Organ des Schweizerischen Friedensvereins.

Sprechsaal der Friedensfreunde des In- und Auslandes

enthaltend das

Bulletin des Internationalen Friedensbureau in Bern.

Abonnementspreis per Jahr: In der Schweiz Fr. 2. — (für Mitglieder und Nichtmitglieder); im Weltpostverein portofrei Fr. 3. 60. Einzelne Exemplare à 10 Cts. Inserate per einspaltige Petitzeile 15 Cts., für Jahresaufträge nach Uebereinkunft. — Das Blatt erscheint am 20. jeden Monats in einer Doppelnummer von 6—8 Seiten. Redaktion: Für das Zentralkomitee des Schweizerischen Friedensvereins, R. Geering-Christ, „Im Wiesengrund“, Bottingermühle bei Basel. Einsendungen sind an letztere Adresse zu richten.

Annoncen nehmen die Haller'sche Buchdruckerei in Bern, sowie sämtliche Annoncenbureaux entgegen.

Inhalt: Motto. — Professor Stengel redivivus. — Es müssen doch schöne Erinnerungen sein (Feuilleton). — Von der Presse. — Die Wunden des nächsten Krieges. — Friedensvorträge. — Verschiedenes.

Motto.

Es gehört Mut dazu, in den Krieg zu ziehen, mehr Mut ihn zu vermeiden, noch mehr ihn abzuschaffen.

Prinz Peter von Oldenburg.

Professor Stengel redivivus.

„Weltstaat und Friedensproblem“¹⁾ betitelt sich eine neue Schrift, die der Münchener Professor Karl von Stengel soeben veröffentlicht hat. Wie das vom selben Verfasser im Jahre 1899 kurz vor Zusammentritt der I. Haager Konferenz veröffentlichte Pamphlet „Der ewige Friede“ und zahlreiche von ihm in Zeitschriften, Revuen und Fachblättern veröffentlichte Artikel wendet sich auch diese neue Schrift gegen die Friedensbewegung. Mit erhöhtem Nachdruck weist der Verfasser auf die angeblich grosse Gefahr hin, die aus dem Erstarken dieser Bewegung dem Deutschen Reiche drohe. Prof. Stengel ist seit 1899 derselbe geblieben. Er hat zwar, wie aus den zahlreichen Zitaten ersichtlich, über die Friedensbewegung viel gelesen; ihr Wesen hat er nicht erfasst, seine Argumente haben sich nicht verändert. Sein Buch ist das Produkt konservativer Gesinnung, die in jedem Fortschritte ein Unheil erblickt, weil sie alle neuen Erscheinungen mit alten Massen misst. Ein Nachteil kann der Friedensbewegung aus solchen Veröffentlichungen nicht erwachsen. Stengels Buch unterscheidet sich seinem Inhalte nach in keiner Weise von all den bekannten Versuchen, neuen zukunftsreichen Ideen entgegenzutreten. Es reiht sich würdig den Schriften an, die seinerzeit gegen die Einheit Deutschlands, gegen den Ausbau des Eisenbahnsystems, gegen die Sklavenbefreiung, gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft und noch vor kurzem gegen die Luftschiffahrt veröffentlicht wurden, Produkte, die sich heute alle einen Platz in dem Museum des menschlichen Irrtums errungen haben. Schwer ist zu erkennen, was der Verfasser mit dieser Schrift eigentlich bezweckt. Das stete Anwachsen der Bewegung gesteht er ein. Er sieht, dass sie allen Widerständen zum Trotz siegreich vorwärts schreitet und kann sich daher kaum der Hoffnung hingeben, durch seinen Kassandraruuf ihren Fortschritt zu hemmen. Wie mag er sich diese Hemmung überhaupt vorstellen? Will er das Vereinsgesetz abändern lassen, will er die Pressfreiheit abschaffen oder will er gar ein Aus-

nahmegesetz gegen die Pazifisten erreichen, das, wenn es überhaupt möglich wäre, doch nur dazu beitragen würde, Deutschland im Auslande herabzusetzen und das Misstrauen gegen seine Friedensabsichten allenthalben zu erwecken? In diesem günstigsten Falle würde er aber das Deutsche Reich in arger Weise schädigen. Wir könnten über diese Schrift daher leichten Herzens hinweggehen. Wenn wir es doch nicht tun, so geschieht es zunächst aus dem egoistischen Grunde, um darzulegen, dass sie eigentlich ein neues Zeichen für die Entwicklung des Pazifismus ist, ferner um anzudeuten, mit welcher schlechter Rüstung unsere Gegner gegen uns in den Kampf ziehen.

Die Erstarkung des Pazifismus gibt der Verfasser in seiner Schrift nicht nur direkt zu, er stellt sie nicht nur als die Ursache seines publizistischen Vorgehens hin, er liefert auch unbewusst sehr wichtiges Material dafür. So konnte Prof. Stengel vor zehn Jahren seinen Kampf noch gegen uns allein führen. Heute sieht er sich gezwungen, neben uns auch noch „eine Anzahl deutscher Universitätslehrer, die sich in auffälliger Weise entweder ganz der Friedensbewegung anschliessen oder doch derselben gegenüber eine mehr oder minder zustimmende Haltung eingenommen haben“, und obendrein noch die Reichsregierung selbst, der er eine „Bekehrung“ im Sinne der Friedensfreunde vorwirft, zu bekämpfen. Die Reichsregierung, die sich von Prof. Stengel schon dadurch losgelöst hat, indem sie ihn zur II. Haager Konferenz nicht mehr zum Delegierten ernannte, scheint auch das neue Buch nicht mit Beifall aufzunehmen. Dafür spricht ein in verschiedenen grossen Zeitungen gleichlautend veröffentlichter Artikel, der anscheinend offiziösen Ursprungs ist, und der zum Ausdruck bringt, dass im Hinblick auf die Beziehungen Deutschlands zu England der Zeitpunkt gerade als ein unglücklicher betrachtet werden muss für das Erscheinen eines Buches, in dem ein deutscher Professor, dessen antipazifistische Schrift vor zehn Jahren als die Ansicht des amtlichen Deutschlands aufgefasst wurde, den Krieg als Element des Kulturfortschrittes bezeichnet. „Auch Gelehrte haben die Pflicht,“ so heisst es in jenem Artikel, „mit den Realitäten des Lebens, namentlich aber der Politik, zu rechnen. Und wenn die Politik, wie eben jetzt, im Zeichen der Nervosität, der allgemeinen Kriegsfurcht, steht, so ist es geradezu ein Spiel mit dem Feuer, dem Kriege das Wort zu reden und die Friedensbestrebungen als gefährliche Harlekinaden abzutun.“ Das sind Zeichen des Fortschritts, auf die wir stolz sein können.

¹⁾ Verlag von Reichl & Co., Berlin.

Das Rüstzeug, mit dem Prof. Stengel gegen uns ins Feld rückt, ist trotz all der Erweiterung unserer Literatur das gleiche geblieben wie ehemals. Um seine Schrift zu widerlegen, müsste man all die zahlreichen Artikel und Bücher, die zur Vertretung des pazifistischen Gedankens geschrieben wurden, noch einmal schreiben. Das geht nicht an, das lohnt sich auch nicht. Wir würden dadurch die Kluft nicht überbrücken, die die beiden Welten trennt, auf denen wir und Prof. Stengel leben. Noch immer steht er auf dem Standpunkt, dass wir den „ewigen Frieden“ erstreben, dass wir „Brüderlichkeit“ unter allen Menschen, in allen Zonen verbreiten wollen, dass wir den Krieg nur deshalb bekämpfen wollen, weil er grausam ist. Es ist ihm noch nicht klar geworden, dass der Krieg nur die letzte, die sichtbarste Periode einer Entwicklungskette ist, die ihrem ganzen Wesen nach, auch wenn sie nicht bis zum Ende führt, für den heutigen Zustand der Welt unheilvoll und verderblich ist. Er weiss nicht, dass wir nicht bloss dieses letzte Ende jener Entwicklung bekämpfen, sondern in erster Linie jenen Zustand der internationalen Gesellschaft, der mit dem Kriege rechnet, ihn möglich macht, dass wir in erster Linie den sogenannten „Frieden“ zu beseitigen trachten. Er übersieht, wenn er uns vorwirft, dass wir Deutschland verhindern wollen, seine Rechte und Interessen äussersten Falles mit den Waffen in der Hand zu verteidigen, dass wir in erster Linie bemüht sind, dafür zu sorgen, dass diese Rechte und Interessen nicht erst verletzt werden. Er weiss nicht, dass wir nicht die Verteidigung beseitigen wollen, sondern nur den Angriff, und dass wir einen solchen Zustand durch die Förderung der natürlichen Entwicklung zur Organisation der Staatengemeinschaft herbeizuführen hoffen. Er übersieht, dass, wenn dieser Zustand auch nicht bis ins letzte Detail vollkommen wäre, so dass Uebergriffe immer möglich bleiben, wir alsdann doch eine ganz andere Welt vor uns haben werden als die heutige, wo trotz aller Rüstungen die Sicherheit so gering ist, dass die grossen Staaten glauben müssen, über Nacht von ihren Nachbarn überfallen zu werden. Er glaubt besonders triftige Beweise gegen uns vorzubringen, wenn er die trotz unserer Aktion ausgebrochenen Kriege der letzten Jahrzehnte anführt, während er dabei die grosse Zahl von Kriegen unterschlägt, die ohne Obwalten des pazifistischen Einflusses unter

sonst gleichen Verhältnissen zum Ausbruche gekommen wären, jetzt aber tatsächlich unterblieben sind. Er glaubt, etwas ganz Besonderes zu beweisen, wenn er die Politik von Athen und Rom gegen uns ausspielt und so tut, als ob unsere eng verbundene Welt mit ihrer gemeinsamen Wirtschaft und ihrem internationalen Handel, mit ihren eng verwickelten Interessen, ihrer verwachsenen gegenseitigen Abhängigkeit, mit ihrer den Raum überwindenden Gedankenverbindung, mit diesen zahllosen heute schon bestehenden Organisationsfaktoren noch nach dem Gesetze der Antike lebte.

Wie lächerlich sind Argumente, die, vorgebracht in dem festen Glauben an die „Blutschau“, als unser einziges Motiv, darauf hinweisen, dass Handel und Industrie ebenfalls grosse Opfer an Menschenleben erfordern, so dass die Opfer im Kriege nicht jene Bedeutung hätten, die wir ihnen beimessen. Er übersieht dabei den grossen Unterschied, der darin liegt, wenn Menschen in der Ausübung ihres Berufes als Opfer des Zufalls zugrunde gehen, und wenn Menschen besonders dazu ausgebildet und beordert werden, andere Menschen aus Anlass irgend eines Streites zu töten. Er übersieht auch die grossartige Abwehr, die die Menschen gegen die Gefahren der Technik und der Naturerscheinung organisieren, und findet es ganz in der Ordnung, gegen die viel ärgeren, gewollten, bewusst herbeigeführten Gefahren der Kriege die Hände in den Schoss zu legen. Er verwechselt, wie alle Gegner der Friedensbewegung, den Krieg mit dem Siege, wenn er glaubt, dass „Blut und Eisen“ einen Interessenstreit unter allen Umständen zu lösen imstande sind. An die Möglichkeit, dass der sein Interesse auf solche Weise vertretende Staat erst recht geschlagen und vernichtet werden kann, denkt er gar nicht. Nicht uninteressant ist, dass Prof. Stengel auch die Revolutionen zu den Kriegen rechnet und erklärt, dass diese ebenso wie der Krieg zuweilen Kulturfortschritte bilden, die nicht verhindert werden sollen und nicht verhindert werden können. Dieses Recht auf Revolution, aus dem Munde eines so konservativen Mannes verkündet, entbehrt nicht der Pikanterie. Herr Prof. Stengel begreift aber nicht, dass eine Revolution in ihren Vorwirkungen und in ihren Folgen mit dem Kriege und seinen Nachteilen nicht verglichen werden kann. Revolutionen werden nicht gerüstet, nicht vorbereitet, nicht geübt. Die Möglich-

Es müssen doch schöne Erinnerungen sein! ..

Von *Bertha von Suttner*.

(Schluss.)

„Das ist mein Vater,“ erklärte der Pfarrer, mit der Kerze das Bild beleuchtend. „Er hat auch in der Armee gedient — unter Napoleon ... damals waren die Rollen vertauscht: wir waren als Sieger im Feindesland — das wechselt so ab ... Wie Gott will!“ fügte er hinzu. „Und das sind meine gelben ausgelassenen Kinder“ — er wies lächelnd auf das Vogelbauer. „Ich habe meine grosse Freude daran ... Täglich kommen sie zu mir auf den Frühstückstisch und stehlen mir die Brodkrumen von den Lippen weg. Sie werden sehen morgen ... Aber jetzt gute Nacht, Sie müssen müde sein, meine Herren — recht müde — Ihr armen Kinder!“

Er reichte uns die Hand, zuerst den Kameraden, dann mir, und ich ... ich konnte nicht widerstehen ... es ist ja auch nichts Beschämendes daran: er ein siebzigjähriger Greis — ein Priester ... ich ein blutjunger Mensch — kurz: ich beugte mich über diese Hand und wollte sie küssen. Er aber entwand sie und

legte sie flüchtig auf meinen Scheitel, indem er nochmals wiederholte: „Bonsoir, mon enfant.“

Der Erzähler fuhr sich heftig mit der Hand über den Kopf:

„Ach, dieser Segen ... er hat mir noch lange auf der Stirn gebrannt.“

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Wir legten uns schlafen. Premier T. auf das Sofa, ich auf einen Fauteuil, der mit Hilfe zweier daran-geschobener Stühle ein Bett abgab. Unser dritter Genosse, Lieutenant v. R., hatte Dienst und zog sich — mit ein paar Liebeszigarren und einer Flasche Bordeaux versehen — in ein Zimmer des Hintertraktes zurück, von wo aus man einen Ausblick auf das Dorf und auf unsere Vorposten hatte. Diese musste er später visitieren.“

Im Hausflur waren unsere Ordonnanzen und ein Wachtposten untergebracht.

Ich hatte ein paar Stunden geschlafen, als ein Schuss mich weckte. Zuerst dachte ich, ich hätte nur geträumt. In den letzten Tagen hatte ich so viel schiessen gehört, dass sich das Geräusch gar oft, als Gehörhalluzination, in meinem Innern wiederholte.

keit ihres Eintritts kostet keine Milliarden. Wenn sie vorüber sind, dann sind sie es in der Regel endgültig. Dabei denkt Prof. Stengel natürlich nur an blutige Revolutionen, vergessend, dass die grössten Revolutionen der Weltgeschichte unblutig vor sich gingen. Ausserdem wünschen wir ja nichts sehnlicher, als dass die Verhütung von Kriegen seitens der Staatengemeinschaft mit derselben Energie und dem gleichen Zielbewusstsein betrieben werden möge, wie die Regierungen mit Erfolg bemüht sind, in ihrem Innern den Friedenszustand zu sichern. Wie seltsam klingt es in diesen Tagen der grossen Mehrbelastung des deutschen Volkes durch die Reichsfinanzreform, wenn ein Universitätslehrer (freilich ein konservativer) ausführt, dass das deutsche Volk trotz aller Rüstungslasten, die es in den letzten 30 Jahren zu tragen hatte, immer reicher geworden ist. Es ist ja zuzugeben, dass sich der Wohlstand Deutschlands in ganz erfreulicher Weise gehoben hat, aber kann man mehr behaupten, als dass dadurch die Reichen zwar reicher, die Bedürftigen hingegen im günstigsten Falle nur weniger bedürftig geworden sind? Kann man zugeben, dass die 65 Millionen Deutschen, soweit sie nicht zur begüterten Klasse gehören, alles besitzen, was zu einem menschenwürdigen Dasein notwendig ist? Sind alle arbeitsfähigen Hände schon beschäftigt, ist für alle Kranken die Pflege und Heilmöglichkeit in vollem Umfange gegeben, ist für alle Lernfähigen die Möglichkeit zum Unterrichte vorhanden? Gibt es nicht unzählige Deutsche, die infolge von Unterernährung zugrunde gehen, von Kindern, die mangels sorgfältiger Pflege sterben, von Greisen, die verzweifeln, besteht keine Not an Schulen, Gerichten, Spitälern und Sanatorien? Wer besitzt die Dreistigkeit, diese Frage zu verneinen? Und muss man nicht die vorwurfsvolle Frage aufwerfen, ob durch eine bedeutende Verminderung der für den Krieg gemachten verschwenderischen Ausgaben alle diese Mängel nicht hätten befriedigt werden können?

Vollständig unorientiert, wie der Münchener Gelehrte über das Wesen unserer Bewegung ist, ist er es auch über ihre Ziele und über die Wege, auf denen wir das Ziel zu erreichen hoffen. Er widmet einen grossen Teil seines Buches der Bekämpfung des obligatorischen Schiedsgerichtes, als ob dieses das Allheilmittel wäre, das wir dem Kriege entgegenzusetzen hätten. Er stellt es sich immer so vor, dass die Staa-

ten doch eines Tages gezwungen werden könnten, ihre schwierigsten Interessenkämpfe vor einem internationalen Tribunal zu verhandeln und sieht darin einen Nachteil für die deutschen Interessen und sieht im Hintergrunde die notwendige Gefahr eines Krieges, wenn ein Staat dem Schiedsspruche sich nicht wird unterwerfen wollen. Prof. Stengel sieht das Schiedsgericht inmitten der heutigen internationalen Situation. Er verkennt, dass das Schiedsgericht erst seine volle Wirkung wird üben können bei einem geordneten Verhältnis der Staatenfamilie, kurz, im Rahmen der von uns erstrebten internationalen Organisation. Er weiss nichts davon, dass unsere Formel lautet: „Es handelt sich nicht darum, Rechtseinrichtungen zu schaffen, die imstande wären, die heutigen Staatenkonflikte zu lösen, sondern darum, die Staatenkonflikte so zu gestalten, dass sie durch Rechtseinrichtungen lösbar werden.“ Das heisst mit anderen Worten, die gegenwärtige Anarchie durch ein geordnetes Verhältnis zu ersetzen. Freilich, Prof. Stengel kann davon nichts wissen, denn für ihn ist das Heiligste nicht das Wohl der Menschheit, die Sicherheit der Staaten, sondern die Konservierung einer Fiktion, die Aufrechterhaltung der „Souveränität“. Die unbeschränkte staatliche Souveränität nach aussen, die bei der heute vorhandenen gegenseitigen Abhängigkeit aller Staaten jede Bedeutung verloren hat, geht ihm über alles. Er liebt es überhaupt, Fiktionen dem pulsierenden Leben gegenüberzustellen. So erscheint ihm die Friedensbewegung in erster Linie deshalb als die grosse Gefahr, weil sie — eine Umwälzung des gegenwärtigen Völkerrechtes (!) (Seite 163) anstrebt. Man wäre versucht, dies als einen Witz zu betrachten, so auch des Professors seltsame Frage (Seite 19), ob Kant seinen Traktat vom ewigen Frieden ernst gemeint habe oder ob seine Ausführungen „im wesentlichen nur ironisch aufzufassen sind“.

Schliesslich verteidigt Stengel seine Forderung nach Erhaltung der kriegerischen Gesinnung des deutschen Volkes damit, dass das Erwachen der gelben Rasse einen Entscheidungskampf zwischen Weissen und Gelben unbedingt hervorrufen muss. Diese Formel ist seit Knackfuss bekanntlich nicht neu. Viel günstiger wäre sie zu lösen, wenn man diesem angeblich unvermeidlichen Konflikte statt durch die kostspielige Erhaltung der kriegerischen Gesinnung in Europa lieber dadurch vorbeugen würde, dass man den europäischen Kanonenfabrikanten und Kriegsministerien verbieten würde,

Doch gleich darauf fiel ein zweiter und ein dritter Schuss — mein Kamerad rief mich, und wir warfen uns rasch in die zur Hälfte abgelegten Kleider. Unterdessen knatterte es weiter, und durch die Fensterscheiben sah man — auch kein ungewohntes Schauspiel mehr — den Himmel gerötet von einem Brand.

In zehn Minuten — es war halb Zwei — waren wir alle im Pfarrhof versammelt. Die Meldung traf ein, dass im Dorfe auf unsere Leute geschossen worden und dass zwei Häuser, wo dies geschehen, brennen.

Es fehlten uns fünf Mann und Lieutenant v. R.

Den letzteren vermuteten wir bei der Visitierung der Posten. Ich wollte in sein Zimmer gehen, um von dort nach dem Dorfe auszublicken.

Auf der Treppe stolperte ich über einen Körper. Lautes, jammervolles Stöhnen erhob sich. Ich streifte ein Zündhölzchen an und schaute hinab. Es war des Lieutenants Ordonnanz. Der Mann lag in seinem Blute — mit einem Stich in der Brust und einem Beilhieb am Kopf.

Im Zimmer selbst fanden wir den Lieutenant v. R. — das eigene Taschentuch als Knebel im Munde, den Schädel von Axthieben fast zerschmettert — tot.

Von unseren Leuten waren vier Mann im Dorf ermordet worden.

Um fünf Uhr früh war das Gericht gebildet. Der Pfarrer, der Maire und noch einige Leute standen als Vorgeladene da.

Die Sache stellte sich folgendermassen heraus:

Der Neffe des Pfarrers, ein Förster, war mit noch ein paar Einwohnern des Dorfes zu einer der herumziehenden Francireurs-Banden gestossen. Am vorigen Abend waren sie zurückgekehrt, und in der Nacht hatten sie unsere Leute überfallen.

Jetzt ereignete sich das Grässliche:

Ein Schäfer trat vor und berichtete, er habe gesehen, wie der geistliche Herr am Abend zuvor seinen Neffen zur Hoftür hereingelassen.

Ich erschrak, als wäre die Anklage gegen mich selber erhoben.

„Ist es wahr, Herr Pfarrer, ist es wahr?“ rief ich. Er hob den Kopf und blickte mir mit seinen guten blauen Augen voll ins Gesicht.

„Ja,“ sagte er traurig. „Aber nur um den armen Teufel — meiner Schwester Sohn — im Ziegenstall zu verstecken. Von seinem Vorhaben ahnte ich nichts — glauben Sie mir — ich schwöre es.“

die kriegerische Gesinnung bei den Gelben zu züchten. Aber abgesehen davon, ist dieses Argument von durchsichtiger Schwäche. Er bekämpft die Friedensbewegung also unter Hinweis auf eine in ferner Zukunft vielleicht einmal mögliche Unzuträglichkeit und übergeht die ganz naheliegende Unzuträglichkeit, die unser lebendes Geschlecht ruiniert, und die darin besteht, dass heute England, Deutschland, Frankreich, Italien und Oesterreich-Ungarn jeden Augenblick fürchten müssen, von einander überfallen zu werden. Er sieht nicht ein, dass dieser von ihm ins Auge gefasste Kampf zwischen Weissen und Gelben einfach durch den von uns geforderten Zusammenschluss der Kulturnationen verhütet werden kann. Sein Argument spricht für den Pazifismus, nicht dagegen.

Mögen diese Andeutungen genügen, das Rüstzeug des Prof. Stengel in seiner Minderwertigkeit darzutun. Er hat nichts Neues vorgebracht. Er hat nichts gegen uns bewiesen. Eine Weltanschauung, die überwunden ist, spricht aus seinem Buche. Es ist traurig, dass im vollen 20. Jahrhundert noch ein deutscher Gelehrter auftritt, der den Krieg als eine Notwendigkeit, als einen Kulturförderer preist und den „kriegerischen Geist“ der deutschen Nation bewahrt wissen will, als ob wir noch in Urwäldern hausten und jeden Tag den Einfall räuberischer Horden gewärtigen müssten. Professor Stengel hat mit diesem Buche gerade das Gegenteil dessen bewiesen, das er beweisen wollte. Nicht wir sind die Gefahr, die das deutsche Volk zu fürchten hat, sondern Autoren seines Schlages, Gelehrte mit so engem Horizonte, wie er ihn hat, die die Stunde nicht verstehen und die durch ihr Wirken die Angst vor Deutschland, das Misstrauen gegen das Reich bei allen anderen Völkern hervorrufen, das sind die gefährlichen Brandstifter, die den Weltkrieg schüren, den zu verhüten und unmöglich zu machen die deutschen Pazifisten im Verein mit ihren ausländischen Kollegen aufs eifrigste bemüht sind.

A. H. F.

(„Friedens-Warte“, XI. Heft 8/9)

—o—

Von der Presse.

Es ist immer von höchstem Interesse, das Verhalten der Tagesblätter in bezug auf unsere Bewegung zu beobachten. Zwar ist es ja unmöglich, einen

Ich glaubte ihm — aber was nützte das! Was bevorstand, ich sah es kommen. Der Kommandant war von dem Vorfall pflichtmässig in Kenntnis gesetzt worden — um 9 Uhr traf das Urteil ein.

„Der Ort ist — zur Strafe — niederzubrennen.“

Der Pfarrer, als Unterstandsgeber eines meuchelmörderischen Franc tireurs, ist an dem Tore seines Hauses — aufzuhängen.“

Den Erzähler durchrieselte neuerdings ein Schauer beim Aussprechen dieses Wortes.

Ich sprach es nach, in tiefstem Entsetzen: „Aufhängen, Aufhängen! ... Den alten Priester!... Und das ist geschehen?“

„Ich sprengte noch eilends einen Boten fort. Er sollte dem Kommandanten einen Zettel abgeben, in welchem ich flehentlich um Milderung des Urteils — um Gnade bat.“

Die Antwort traf schnell ein; sie lautete: Kein Pardon.

Mir kam es zu, das Urteil vollstrecken zu lassen, und ich versichere Sie, meine Verzweiflung, mein Ekel an der Welt in diesem Augenblick war so gross, dass ich daran dachte, mich zu erschiessen. Die Erinne-

grösseren Kreis von Zeitungen in unsere Betrachtung hereinzuziehen; aber schon aus den mehr zufällig uns zufliegenden Artikeln gewinnt man ein Bild der verschiedenen Strömungen, die in bezug auf die Friedensfrage durch den Blätterwald hinziehen.

Wir erwähnen zunächst die in Basel erscheinende „Nationalzeitung“, die unterm 14. September einen Artikel „Gegen den Krieg“ bringt, den sie mit folgenden Worten einleitet:

„Es ist eine alltägliche Erfahrung, dass auch das gute Neue zuerst verspottet, dann bekämpft wird, schliesslich aber doch den Sieg erringt. So ist es auch der Friedensbewegung ergangen, als sie in den verschiedensten Staaten des Erdballes sich an die Verkündung ihrer Ideen machte; sie wurde zunächst belächelt, dann, als sie sich auszubreiten begann, von den kriegerisch Gesinnten und von den national Besorgten bekämpft, und jetzt ist sie trotzdem daran, ihren Machtbezirk immer weiter auszudehnen, bis es ihr dereinst gelungen sein wird, ihr Ziel, den Weltfrieden, das friedliche Zusammenwirken aller Völker auf dem ganzen Erdball zu erreichen.“

Sie bespricht dann mit sehr sympathisch gehaltenen Worten das Buch von Professor Walter Schükling „Die Organisation der Welt“ (Verlag von A. Kroener, Stuttgart; Preis Fr. 1.35). Unter anderm sagt sie:

„Mehr als je in den vergangenen 2000 Jahren scheint jetzt wieder die Zeit gekommen für einen gesunden Internationalismus, der die Liebe zum eigenen Staat und die freie nationale Betätigung nicht ausschliesst, der aber die Staaten aus dem unnatürlichen feindlichen Verhältnisse herausführen und sie verknüpfen und zur gemeinsamen Betätigung in kulturellem Sinne vereinigen müsste. Der monarchische Weltstaat ist ein Ding der Unmöglichkeit geworden; an seiner Stelle zeigt sich in Umrissen bereits der republikanische Weltstaat der Zukunft. Schon pulsiert das internationale Leben reger; schon bestehen internationale Kommissionen und Behörden und andere Institutionen, schon internationale Gesetzgebung; schon sind wir nahe daran, durch den Haager Kongress eine permanente internationale Kommission zu bekommen, die die weitere Ausbildung und Kodifizierung des internationalen Rechts vorzubereiten hätte. Damit wäre aber der Weltstaatenbund im Prinzip schon fertig, und seine weitere Kräftigung und

rung an die Meinen zu Hause hielt mich ab. Und jetzt — — — „ach, es müssen doch schöne Erinnerungen sein“, wie jener feurige Jüngling vorhin ausrief — — was jetzt folgte ... viele der Einzelheiten sind mir Gott sei Dank aus dem Gedächtnis geschwunden, zu viele jedoch — leider! — wie scharfe Momentbilder eingepägt geblieben. „C'est la guerre — die eiserne Pflicht ... der höchste Zweck“: mit diesen Begriffen kommt man sich selbst und der Mitwelt gegenüber über die Greuel hinweg. Und von den Details spricht man nicht. Das gar zu Hässliche und Schaurige, man räumt es weg, man begräbt es. Ueber verwesende Körper schüttet man Erde, und auf faule Geschehnisse schaufelt man Verschwiegenheit. Lassen Sie mich die Geschichte hier abbrechen.“

„Nein, ich will das Ende hören. Wurde das Urteil vollzogen?“

„Natürlich. Es musste sein. Der Krieg kann nicht mit weicher Hand geführt werden. Ich selber erteilte den Befehl. Zuerst verkündigte ich die über den alten Mann verhängte Todesstrafe, ohne die Todesart zu nennen.“

„Das habe ich erwartet,“ sprach er mit Sanftmut und mit Ruhe. „Ich bin bereit.“